







Kim Thúy  
*Der Geschmack  
der Sehnsucht*



Aus dem Französischen von  
Andrea Alvermann  
und Brigitte Große

Verlag Antje Kunstmann





Die Übersetzerinnen danken dem Deutschen Übersetzerfonds  
für die Förderung ihrer Arbeit.

Der Verlag dankt dem Canada Council for the Arts und dem  
Canadian Department of Foreign Affairs and International Trade  
für die Förderung der Übersetzung.

**Canada Council  
for the Arts**



**Conseil des Arts  
du Canada**

© der deutschen Ausgabe: Verlag Antje Kunstmann GmbH,  
München 2014

© der Originalausgabe: Libre Expression, Montréal 2013

Titel der Originalausgabe: *Mân*

Umschlaggestaltung: Michel Keller, München

Typografie + Satz: [www.frese-werkstatt.de](http://www.frese-werkstatt.de)

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-88897-928-6





liegen, bei dir

ich liege bei dir. deine arme  
halten mich. deine arme  
halten mehr als ich bin.

deine arme halten, was ich bin  
wenn ich bei dir liege und  
deine arme mich halten.

ERNST JANDL, *dingfest*







Mama und ich, wir ähneln einander nicht. Sie ist klein, *mẹ*  
ich bin groß. Sie hat dunkle Haut, ich habe den Teint fran- ★  
zösischer Puppen. Sie hat ein Loch in der Wade, ich habe *Mütter*  
ein Loch im Herzen.

Meine erste Mutter, die mich empfang und zur Welt brachte, hatte ein Loch im Hirn. Sie war jung, fast noch ein Kind vielleicht, denn keine vietnamesische Frau hätte es gewagt, ohne Ring am Finger ein Kind auszutragen.

Meine zweite Mutter, die mich in einem Gemüsegarten zwischen Okrapflanzen aufas, hatte ein Loch im Glauben. Sie glaubte nicht mehr an die Menschen, besonders, wenn sie sprachen. Also verkroch sie sich in einer Strohütte fern der mächtigen Arme des Mekong, um Gebete auf Sanskrit zu rezitieren.

Meine dritte Mutter, die meine ersten zaghaften Schritte erlebte, wurde Mama, meine Mama. An jenem Morgen wollte sie wieder die Arme ausbreiten. Also öffnete sie die Fensterläden ihres Zimmers, die bis dahin verschlossen waren. Sie sah mich in der Ferne im warmen Licht, und ich wurde zu ihrer Tochter. Sie schenkte mir eine zweite Geburt, indem sie mich in einer großen Stadt aufzog, einem anonymen Anderswo, einem Schulhof, wo ich von Kindern umgeben war und um meine Mutter beneidet wurde, die Lehrerin war und geeiste Bananen verkaufte.





*dña* Wir gingen jeden Morgen sehr früh einkaufen, bevor die Schule anfang. Zuerst zu der Marktfrau mit den reifen  
★ Kokosnüssen, die viel Fleisch und wenig Saft hatten. Die erste Hälfte der Nuss raspelte sie für uns mit einer Sprudelflaschenkapsel ab, die am Ende eines flachen Stabs befestigt war. Lange Streifen fielen in dekorativen Kringeln wie Bänder auf die Bananenblätter, die vor ihrem Stand ausgebreitet waren. Die Frau redete ununterbrochen und stellte Mama jedes Mal dieselbe Frage: »Was geben Sie dem Mädchen bloß zu essen, dass es so rote Lippen hat?« Um das zu vermeiden, hatte ich mir angewöhnt, die Lippen einzuziehen, doch die Geschwindigkeit, mit der sie die zweite Hälfte der Kokosnuss schabte, faszinierte mich so, dass ich sie stets mit offenem Mund dabei beobachtete. Sie stellte ihren Fuß auf einen langen Spatel aus schwarzem Blech, dessen Griff zum Teil auf einer kleinen Holzbank auflag, und rieb das restliche Fruchtfleisch von der Kokosnuss, schnell wie eine Maschine und ohne auf die spitzen Zähne am abgerundeten Ende des Spatels zu achten.

Wie die Raspel durch das Loch in der Mitte des Spatels rieseln, gleicht vielleicht dem Flug der Schneeflocken im Land des Weihnachtsmanns, sagte Mama immer und zitierte damit eigentlich ihre Mutter. Sie ließ ihre Mutter sprechen, um sie noch einmal zu hören. Und jedes Mal, wenn sie Jungen mit einer leeren Bierdose Fußball spielen sah, sagte sie zuverlässig leise *londi*, wie ihre Mutter.





Das war mein erstes französisches Wort: *londi*. Auf Vietnamesisch bedeutet *lon* »Dose« und *di* »weg«. Die beiden Klänge zusammen hören sich für die Ohren einer Vietnamesin an wie das französische *lundi*, Montag. Wie sie es von ihrer Mutter gelernt hatte, lehrte sie mich dieses Wort, indem sie mich aufforderte, auf die Dose zu zeigen, ihr dann einen Tritt zu versetzen und *lon-di* zu sagen, Montag. Dieser Wochentag ist der schönste von allen; ihre Mutter war nämlich gestorben, bevor sie ihr hatte beibringen können, wie man die anderen Tage ausspricht. So war nur der Montag mit einem klaren, unvergesslichen Bild verbunden. Die sechs anderen Tage waren einander ähnlich, weil ihnen die Bezüge fehlten. Deshalb verwechselte meine Mutter oft Dienstag mit Donnerstag und sagte statt Samstag Mittwoch.

*thứ 2*

★

Montag

*thứ 3*

★

Dienstag

*thứ 4*

★

Mittwoch

*thứ 5*

★

Donnerstag

*thứ 6*

★

Freitag

*thứ 7*

★

Samstag

*chủ nhật*

★

Sonntag





*ót hiêm* Immerhin lernte sie noch vor dem Verlust ihrer Mutter, Kokosmilch zu gewinnen, indem sie Kugeln aus geraspeltetem, mit warmem Wasser getränktem Fruchtfleisch mit den Händen ausdrückte. Leise, flüsternd lehrten die Mütter ihre Töchter kochen, damit nicht Nachbarinnen die Rezepte stahlen und womöglich mit den gleichen Gerichten deren Männer verführten. Kulinarische Traditionen wurden heimlich weitergegeben, wie Zaubertricks vom Meister an den Lehrling, immer nur eine einzelne Fertigkeit im Rhythmus der alltäglichen Verrichtungen. Gemäß der natürlichen Ordnung lernten die Mädchen also, die Wassermenge für den Reis mit dem obersten Glied des Zeigefingers abzumessen, den »gemeinen Chili« (*ót hiêm*) mit der Messerspitze zu ritzen, um ihn in eine harmlose Blüte zu verwandeln, und Mangos von unten nach oben zu schälen, um nicht gegen den Faserlauf zu verstoßen ...





So lernte ich von meiner Mutter, dass von den Dutzenden *chủi* Bananensorten, die auf dem Markt verkauft werden, nur *★* die *chủi xiêm*-Bananen sich flachdrücken lassen, ohne Banane zu brechen, und vereisen, ohne schwarz zu werden. Als ich in Montréal ankam, bereitete ich diese Köstlichkeit für meinen Mann zu, der sie seit gut zwanzig Jahren nicht mehr gegessen hatte. Er sollte wieder diese typische Vermählung von Erd- und Kokosnuss schmecken, zwei Zutaten, die in Südvietsnam bei Desserts ebenso Verwendung finden wie beim Frühstück. Ich wollte meinen Mann bekochen und begleiten, ohne etwas aufzurühren, so wie die Nüsse fast unbemerkt bleiben, weil sie immer da sind.





*chồng* Mama hatte mich diesem Mann aus Mutterliebe anvertraut, so wie die Nonne, meine zweite Mutter, mich  
 ★  
**Ehemann** Mama überlassen hatte, weil sie an meine Zukunft dachte. Als Mama sich auf ihren Tod vorbereitete, suchte sie für mich einen Mann, der die Eigenschaften eines Vaters haben sollte. Eine ihrer Freundinnen, die bei der Gelegenheit zur Kupplerin wurde, kam uns eines Nachmittags mit diesem Mann besuchen. Mama bat mich, den Tee zu servieren, sonst nichts. Ich sah ihm nicht ins Gesicht, auch nicht, als ich die Tasse vor ihn hinstellte. Mein Blick war nicht gefragt, nur seiner zählte.

*thuyền  
nhân*  
 ★  
**Boatpeople** Er kam von weit her und hatte wenig Zeit. Mehrere Familien erwarteten ihn, um ihm ihre Töchter vorzustellen. Er stammte aus Saigon, hatte Vietnam aber mit zwanzig Jahren per Schiff verlassen, als Boatpeople. Mehrere Jahre hatte er in einem Flüchtlingslager in Thailand verbracht, bevor er nach Montréal kam, wo er zwar Arbeit fand, aber keine richtige Heimat. Er war einer von denen, die zu lange in Vietnam gelebt hatten, um Kanadier werden zu können. Und die andererseits schon zu lange in Kanada lebten, um wieder Vietnamesen zu werden.





Als er von unserem Tisch aufstand, ging er unsicher zur Tür wie ein Mann, der sich zwischen zwei Welten verirrt hat. Er wusste nicht mehr, ob er vor oder nach den Frauen über die Schwelle treten sollte. Er wusste nicht mehr, ob er wie die Kupplerin sprechen sollte oder wie er selbst. Wir waren alle erschüttert, dass er jedes Mal stockte, wenn er sich an Mama wandte. Er nannte sie abwechselnd »große Schwester« (*Chi*), »Tante« (*Cô*) oder »Großtante« (*Bác*). Niemand nahm es ihm übel, weil er von weit her kam, wo Personalpronomina nur dazu dienen, unpersönlich zu bleiben. Die vietnamesische Sprache verlangt statt solcher Pronomina vom ersten Kontakt an eine bestimmte Haltung: Der Jüngere schuldet dem Älteren Respekt und Gehorsam, dieser wiederum schuldet dem Jüngeren Rat und Schutz. Wer ein Gespräch zwischen zwei Menschen mitanhört, könnte erraten, dass etwa der eine der Neffe eines der älteren Brüder der Mutter des anderen ist. Wenn die Gesprächspartner nicht miteinander verwandt sind, könnte man zumindest feststellen, ob der Ältere jünger ist als die Eltern des Jüngeren. Was meinen künftigen Gatten betraf, so hätte er ein gewisses Interesse an mir bekunden können, indem er Mama *Bác* genannt hätte, denn die Anrede als »Großtante« hätte Mama in eine Reihe mit seinen Eltern gestellt und ihre Position als Schwiegermutter angedeutet. Doch die Unsicherheit hatte ihn verwirrt.

*văn hóa*



Kultur





*quạt máy* Zu unserer großen Überraschung kam er am nächsten  
 ★ Tag wieder mit einem Ventilator, einer Dose Ahornkek-  
**Ventilator** se und einer Flasche Shampoo als Geschenk. Diesmal war  
 ich gezwungen, mich zwischen Mama und die Kupplerin  
 zu setzen, gegenüber dem Mann und seinen Eltern, die  
 Fotos von ihm auf den Tisch legten: er am Steuer seines  
 Wagens, er vor einem Tulpenbeet, er in seinem Restau-  
 rant mit zwei großen Schalen in der Hand und dem Dau-  
 men in der heißen Suppe. Viele Fotos, alle von ihm allein.

*hoa* Mama genehmigte einen dritten Besuch am übernäch-  
*phượng* sten Tag. Er bat um ein Tête-à-tête mit mir. In Vietnam  
 ★ waren Cafés mit Stühlen an der Straße wie in Frankreich  
**Flammen-** Männern vorbehalten. Frauen ohne Make-up und falsche  
**baum** Wimpern tranken keinen Kaffee, jedenfalls nicht in der  
 Öffentlichkeit. Wir hätten Guanabana-, Sapoten- oder  
 Papaya-Smoothies beim Nachbarn trinken können,  
 doch dessen mit kleinen blauen Plastikhockern versehe-  
 ne Gartenecke schien eher für das scheue Lächeln von  
 Schülerinnen und schüchterne Berührungen verliebter  
 Hände gedacht zu sein. Wir aber waren bloß künftige  
 Eheleute. Im ganzen Viertel blieb uns nur die rosa Gra-  
 nitbank vor den Wohnungen der Lehrer, wo auch wir  
 wohnten, im Schulhof unter dem Flammenbaum, der die  
 schwere Last seiner Blüten auf zarten, grazilen Ästen  
 trug, die wie die Arme einer Tänzerin wirkten. Leuchtend  
 rote Blütenblätter bedeckten die ganze Bank, bis er einen  
 Teil wegwischte, um sich zu setzen. Ich blieb stehen, um  
 ihn anzuschauen, und bedauerte, dass er sich nicht so





sehen konnte, inmitten all dieser Blüten. In diesem Moment erkannte ich, dass ich immer stehen bleiben würde, dass er nie daran denken würde, mir neben sich Platz zu machen, weil er bloß ein einsamer, vereinsamter Mann war.





*con sóc* Ich reichte ihm das Glas Limonade mit Salzlimette, das  
 ★ meine Mutter für ihn vorbereitet hatte. Er ähnelte die-  
 Eichhörn- sen in Salz eingelegten, von der Sonne gedörnten und  
 chen mit der Zeit vergällten braunen Limetten, denn sein  
 Blick war nicht alt, aber gealtert, fast verschwommen,  
 verwaschen.

»Hast du schon einmal ein Eichhörnchen gesehen?«

»Nur in Büchern.«

»Ich fahre morgen wieder.«

»...«

»Ich schicke dir die Papiere.«

»...«

»Wir werden Kinder haben.«

»Ja.«

Er gab mir seine Adresse, von Hand geschrieben, auf  
 einem gefalteten Zettel. Dann ging er wieder, mit lang-  
 samen, zurückhaltenden Schritten, wie der Soldat, der für  
 Mama das folgende Gedicht auf einen gefalteten Zettel ge-  
 geschrieben hatte:

*Anh tặng em  
 Cuộc đời anh không sống  
 Giấc mơ anh chỉ mơ  
 Một tâm hồn để trống  
 Những đêm trắng mong chờ*

*Anh tặng em  
 Bài thơ anh không viết  
 Nỗi đau anh đi tìm*





*Màu mây anh chưa biết  
Tha thiết của lặng im*

Ich schenke dir  
Das Leben, das ich nicht lebte  
Den Traum, von dem ich nur träumen konnte  
Eine Seele, die ich leer ließ  
In den weißen Nächten des Wartens

Zu dir trage ich als Geschenk  
Das Gedicht, das ich nicht schrieb  
Den Schmerz, zu dem ich strebe  
Die Farbe der Wolke, die ich nicht kannte  
Die Sehnsüchte des Schweigens\*



\* Việt Phương, *Cửa đã mở, Thơ*, 2008





*áo dài* Er hieß Phuong. Mama kannte ihn, seit er mit Sandalen

★ Boule gespielt hatte. Er war ihr aufgefallen, weil er seinen

Tunika Wurf immer verfehlte, wenn sie auf dem Rückweg von der Schule an ihm vorbeikam. Seine Mitspieler meinten, Mama bringe ihm Unglück. Er wartete auf seine Chance, jeden Tag zur gleichen Uhrzeit, auch wenn er noch nicht wusste, worauf genau. Er konnte es erst benennen, als er Mama zum ersten Mal in ihrem weißen *áo dài* sah, der Uniform ihrer neuen Schule, deren Name blau gestickt auf einem Etikett zwischen ihrer Schulter und der linken Brust angebracht war.

Aus der Ferne verwandelten die vom Wind gebauschten Stoffbahnen sie in einen Schmetterling mit leichtem Flug und unbekanntem Ziel. Von diesem Moment an verpasste er sie kein einziges Mal, wenn sie vom Unterricht kam, und folgte ihr in großem Abstand bis nach Hause.

*guộc* Erst lange Zeit später sprach er sie zum ersten Mal an,

★ als ihr ein Absatz abbrach, wie ihre Halbbrüder und

Holz-  
sandalen  
mit Ab-  
sätzen -schwestern es vorausgesehen hatten. Spontan eilte er zu ihr hin, bot ihr seine eigenen Sandalen zum Tausch und ging mit dem abgebrochenen Absatz davon. Als er ihn bei einem Cousin, der Särge herstellte, reparieren wollte, wunderte er sich über die Sägespuren im Holz. Am nächsten Morgen erwartete er Mama vor der Bougainvillea, die die Strenge des Eisentors vor dem Haus des Richters milderte. Kaum hatte er Mama über die erste Steinplatte der Einfahrt schreiten sehen, bückte er sich und stellte die Schuhe richtig herum auf die Schwelle.





Dann entfernte er sich ein paar Meter, um Mama nicht zu kompromittieren. Sie schlüpfte hinein und ließ in der Spur ihrer Füße Phuongs Sandalen stehen, die es ihr erlaubt hatten, ihren Heimweg fortzusetzen, ohne sich zu beschmutzen, ohne stehenzubleiben, ohne zu weinen.





*mua* Seit Phuongs Schatten dem ihren folgte, weinte sie nicht  
★ mehr unter ihrem mit einer Nadel durchlöcherten  
Regen Schirm, weil Phuongs Schirm immer da war, um sie zu  
schützen, bevor der erste Tropfen fiel, ja, bevor sie die erste  
graue Wolke aufziehen sah. So hatte sie zwei Schirme  
übereinander, und Phuong ging barhäutig drei Schritte  
hinter ihr. Nie verspürte er den Wunsch, mit ihr unter  
demselben Schirm Schutz zu suchen, denn wären sie ne-  
beneinander gegangen, hätte der Regen womöglich den  
Glanz ihrer makellos glatten schwarzen Haare getrübt.

Von außerhalb des Gartens mit den Longan-, Papaya-  
und Jackfruchtbäumen war es unmöglich, Mamas  
Schweigen zu hören. Niemand außer den Diensthofen  
konnte ahnen, dass ihre Halbgeschwister sich einen Spaß  
daraus machten, ihrem Kamm jeden zweiten Zahn aus-  
zubrechen und ihr im Schlaf Haarsträhnen abzuschnei-  
den. Mama schaffte es, sich von der Unschuld dieser  
Taten zu überzeugen oder davon, dass diese Taten der  
Unschuld selbst entsprangen. Sie schwieg, um diese Un-  
schuld und die ihres Vaters zu bewahren. Er sollte nicht  
sehen, wie seine eigenen Kinder sich gegenseitig in Stücke  
rissen, denn er war bereits Zeuge und Richter des Risses,  
der durch sein Land, seine Kultur, sein Volk ging.





Mamas Vater hätte nach dem plötzlichen Tod seiner ersten Frau lieber keine Kinder mit einer zweiten bekommen, denn die neue Frau würde unvermeidlich eine *Mẹ Ghê* werden, eine »kalte Mutter«. Aber er hatte noch keinen Sohn, um den Fortbestand des Familiennamens seines Vaters und aller Ahnen zu sichern, die ihn überwachten und von der Höhe ihres Altars leiteten. Also spielte diese kalte Mutter ihre Rolle als Ehefrau, indem sie ihm Söhne schenkte, und die der Stiefmutter wie bei Schneewittchen, Aschenputtel und all den anderen Waisenprinzessinnen.

*Mẹ Ghê*

★

kalte  
Mutter

Man muss dazu sagen, dass *ghê* auch »Räude« bedeutet. Um also dem ihr auferlegten unschönen Titel gerecht zu werden, lehrte sie ihre Kinder, Mama und ihre großen Schwestern zu hassen, eine Trennlinie zu ziehen zwischen dem ersten und dem zweiten Wurf und sich von den anderen Mädchen abzuheben, auch wenn alle die gleiche Nase hatten. Ich frage mich, ob diese »räudige Mutter« weniger verbittert gewesen wäre, wenn sie, wie Stiefmütter auf Französisch, »Belle-Maman« geheißen hätte, »schöne Mama«. Hätte sie dann die Schönheit von Mamas großen Schwestern weniger gefürchtet? Und sie nicht so schnell verheiratet?



*sən* Als Jüngste musste Mama warten, bis sie an der Reihe war, verheiratet zu werden; bis dahin las sie Kies- und  
★ Splittreste aus dem Reis wie Gebetsperlen. Ihre kalte Mutter hatte den Köchinnen verboten, ihr zu helfen, um sie Gehorsam und Disziplin zu lehren. Mama lernte vor allem, biegsam zu sein, unauffällig, ja, unsichtbar. Beim Tod ihrer Mutter sagten die Leute, endlich habe sie ihre Schuld auf Erden beglichen, sodass sie gehen könne. Also suchte Mama die Steinchen aus dem Reis, als wären sie Teil ihrer Schuld, einer Last, die sie am Fortfliegen hinderte. Sie entfernte sie in der Hoffnung, den Zustand der Schwerelosigkeit zu erlangen. Sie freute sich, wenn ihr Topf sich mit den Verunreinigungen füllte, Mahlzeit für Mahlzeit, Tag für Tag. Sie begrub diesen Topf unter dem Mangobaum neben der blechernen Keksdose mit dem Roman *Ein Leben* von Guy de Maupassant, den sie aus der Bibliothek ihrer Mutter hatte retten können. Ihre kalte Mutter brauchte nämlich den Platz, damit die Luft um die Hängematte zirkulieren konnte. Vielleicht hatte sie recht, denn die an der Decke befestigte Stoffbahn, die als Fächer diente, bewegte nur die Luft, die sich direkt über dem schlafenden Körper ihres Gatten befand.





Es war Mamas Aufgabe, durch Ziehen der Kordel den Fächer in regelmäßigem Rhythmus von links nach rechts zu schwenken, um die Hitze zu vertreiben, ohne ihren Vater in seiner Mittagsruhe zu stören. Mama liebte diese privilegierten Momente mit ihm, war sie doch sicher, ihn durch die wiederholte sanfte Bewegung zu beruhigen und darin zu bestätigen, dass in der Familie Harmonie herrschte.

quat  
★  
Fächer

Manchmal, wenn ihm so viel durch den Kopf ging, dass er kein Auge zubekam, bat er sie, ihm *Truyện Kiều* vorzutragen, die Geschichte eines jungen Mädchens, das sich opfert, um seine Familie zu retten. Manche sagen, solange dieses Gedicht von mehr als dreitausend Versen weiterlebt, wird kein Krieg Vietnam je auslösen können. Deshalb vielleicht kann seit über einem Jahrhundert sogar jeder Analphabet ganze Strophen daraus rezitieren.

Mamas Vater verlangte von all seinen Kindern, dieses Gedicht auswendig zu lernen, denn der Autor schildert darin unter anderem Reinheit und Verzicht, zwei Grundtöne der vietnamesischen Seele. Mamas Mutter bestand vor allem auf den ersten Versen des Gedichts, die den Leser daran erinnern, dass alles sich verändern, alles augenblicklich kippen kann.





*In hundert Jahren, die  
vielleicht  
ein Leben währt,  
in dieser Erdenspanne widersprechen oft  
sich Gabe und Geschick.  
So musste ich in Zeiten, da  
Gedanken sich  
und Menschen wandelten wie Meere – aus  
den Wogen wuchsen Mailbeerfelder –, Dinge  
schauen, die  
mein Herz zerrissen. Welch Gesetz,  
das nur  
den Überfluss begreift,  
wenn Mangel ihn begleitet! Muss  
der blaue Himmel stets  
mit rosenroten Wangen kämpfen, weil  
die Eifersucht ihn quält?\**

\* Nguyễn Du, *Das Mädchen Kiêu*, übers. von Irene und Franz  
Faber, Berlin 1964





Mamas Leben kippte mit dem Knall des ersten Schusses aus einem Hinterhalt zwischen zwei Ufern, zwischen Ost und West, zwischen dem Widerstand, der die Unabhängigkeit forderte, und dem herrschenden Regime, das Kinder mit Schlitzaugen lehrte, »unsere Ahnen, die Gallier« zu sagen, ohne den Widerspruch darin zu sehen. Sie war gerade auf einer Fähre über den Mekong, als die ersten Passagiere getroffen wurden. Alle duckten sich unwillkürlich, sie hob den Kopf in der ersten Stille vor dem zweiten Kugelhagel. Ihr Nachbar, ein zahnloser älterer Mann mit ledriger Haut und lebhaftem Blick, drückte ihren Kopf nach unten und befahl ihr, alle Papiere über Bord zu werfen: »Wenn du überleben willst, gibst du deine Identität auf.«

*nhân dạng*



Identität





*hai làng* Danach brach das Chaos aus. Kinder weinten und flehten  
*đạn* ihre Eltern an aufzuwachen, gackernde Hühner flatterten  
 ★ in ihren Weidenkörben, Gegenstände fielen herunter,  
*zwei* rutschten von links nach rechts und von rechts nach  
 Schuss- links, und all das vermischte sich zu der typischen miss-  
 linien tönigen Melodie der Panik vor dem Unbekannten und  
 vor allem dem Bekannten. Die Konflikte sickerten in die  
 Lücken des Alltags ein. Sie atmeten dieselbe Luft wie  
 Mädchen, die Seil sprangen und sich den Raum mit den  
 Jungen teilten, die Kricketkämpfe austrugen. Die Ein-  
 wohner lernten, tagsüber den Beamten Geld zu geben  
 und abends den Widerstandskämpfern Reis. Sie gingen  
 auf leisen Sohlen zwischen zwei Schusslinien hin und her  
 und vermieden es, ihre Füße auf eines der beiden Terri-  
 torien zu setzen, deren Grenzen unsichtbar waren und je  
 nach Uhrzeit wechselten. Sie blieben neutral und umarm-  
 ten beide, wie Eltern, die ihre beiden verfeindeten Söhne  
 lieben.

Ohne ihren Ausweis konnte Mama neutral bleiben, als  
 bewaffnete Männer sie aufforderten, aufzustehen und ih-  
 nen zu folgen. Nach drei Schritten wurde sie ohnmächtig,  
 als sie die blutroten Flecken auf ihrer weißen Tunika sah.  
 Sie glaubte, sie wäre getroffen, doch es war das Blut an-  
 derer Passagiere, darunter das ihres Nachbarn, der sich  
 von Befehlen aus Gewehrläufen und Kolbenhieben nicht  
 hatte beeindrucken lassen.





Mama erwachte in der Ecke einer Strohütte, umgeben von vertrauten Geräuschen. Ganz in der Nähe hörte sie das Knistern von Kohlen, das Rauschen von Wasserpalmenwedeln und leise Gespräche, unterbrochen von Hundegekläff und dem regelmäßigen Klacken eines Messers auf einem Holzbrett. Der Duft von gehacktem Zitronengras streichelte ihre Nase wie eine mütterliche Hand die Wange. Ihre Angst verging. Doch als sie ihre Augen öffnete, sah sie eine Welt, die ihr fremd und unbekannt war. In diesem Dorf gab es keine »Frau« und keinen »Mann« mehr, nicht »Tante« noch »Großonkel«, nur Genossen. So wurde sie zu Genossin *Nhãn*, ein Name, den sie sich gegeben hatte, bevor sie die Augen zum ersten Mal aufschlug, ein Name ohne Gepäck und Familie. Er war ihr fast von selbst gekommen, weil sie sich dieses Wort schon hunderte Male gesagt hatte, vor den Schüsseln mit der Schmutzwäsche ihrer Halbgeschwister. Bei jedem Fleck und jeder Spur, die sie absichtlich hineingemacht hatten, um das Weiß der Baumwolle zu brechen und die 72-prozentige Seife, die wie Marseiller Seife war, zu testen, flüsterte sie ganz leise »*kiên nhãn*« – Geduld –, ihr persönliches Mantra oder besser ihre Erfüllung, denn am Ende wurde ihr das Reiben der feuchten, eingeseiften Stoffe zu einer sanft verzaubernden Melodie.

*kiên nhãn*



Geduld

Fünf Jahre lebte sie in dem Dorf als *Nhãn*, ein Name mit einer Botschaft wie viele andere. Einige hatten »Entschlossenheit« (*Chí*) gewählt. Andere hatten »Land« (*Quốc*) vorgezogen und manche sich an »Mut« (*Dũng*)





oder »Frieden« (*Binh*) getraut. »Orchidee« (*Lan*), »Wohlstand« (*Lộc*) oder »Schnee« (*Tuyết*) hatten alle aufgegeben.

Vielleicht hätte sie weglaufen und nach Hause zurückkehren können, denn es gab weder Mauern noch Stacheldraht um das Dorf. Niemand hatte sie gefoltert. Niemand hatte sie festgebunden. Niemand hatte sie verhört. Von ihr wurden nur Aufsätze und Vorträge über Patriotismus, Mut, Unabhängigkeit, Kolonialismus, Opfer verlangt. Nie wurde sie nach dem Namen ihrer Eltern, der Anzahl ihrer Geschwister oder gar ihrem wahren Namen gefragt, denn die Mitglieder des Widerstands hatten ihre Familie für einen kollektiven Zweck verlassen, der ihr persönliches Leben auslöschte. Im Gegensatz zu ihr waren die meisten freiwillig in den Widerstand gegangen. Sie schämte sich, nie dieselbe bedingungslose Liebe zu diesem Land empfunden zu haben, das auch ihres war. Sie schämte sich auch, dass sie lieber innerhalb dieser unsichtbaren Grenzen blieb, um ihrer Familie Verdächtigungen und Verratsvorwürfe zu ersparen, wenn sie zurückkehrte, um mit ihnen zu leben, nachdem sie auf der anderen Seite gelebt hatte, beim Feind. Und sie blieb auch um ihrer selbst willen, um nicht leben zu müssen. In diesem Dorf musste sie nur folgen.





Anfangs folgte sie der Routine der Küchenverantwortlichen und Krankenpfleger. Als später Hornhaut und verhärtete Narben ihre Füße schützten, folgte sie wochenlang einer Gruppe, die mitten im Tropenwald Minen herstellte, und übersetzte Chemiehandbücher aus dem Französischen ins Vietnamesische. Einmal erhielt sie den Befehl, einer Genossin in einem braunen vietnamesischen Hemd zu folgen. Die nahm sie mit zum Markt, wo eine Frau in einer verblichenen lavendelfarbenen Bluse ihr ein Tragejoch übergab. Der Korb auf der einen Seite enthielt Wasserspinat, der auf der anderen Yams. Als sie sich den Bambusstab auf die Schulter legte, zogen die riesigen Wurzeln das Joch nach hinten. Mama verlor das Gleichgewicht, bis sie es nach ein paar Sekunden schaffte, das Schwanken der beiden Gewichte mit ihren Schritten zu synchronisieren. Sie passierte den Kontrollpunkt auf der Brücke, indem sie sich unter die Menge mischte. Ein paar Straßen hinter der Brücke verlor sie die Frau mit der lavendelfarbenen Bluse aus den Augen. Kurz darauf packte eine andere sie am Arm und sprach sie an:

»Sind Ihre Yamswurzeln heute auch schön nahrhaft, kleine Schwester? Sie sehen gut aus. Meinem Sohn ist ein Zahn gezogen worden. Ich möchte ihm einen Yamsbrei machen, als Abwechslung zur Reissuppe. Er ist nämlich heikel. Aber ein guter Sohn. Ich reibe nicht gern Yamswurzeln. Das piekst mir zu sehr in den Händen. Könnten Sie mir helfen? Könnten Sie mit mir nach Hause kommen und sie für mich reiben? Kommen Sie! Kommen Sie mit!«

Als sie dieser Frau folgte, begann, ohne dass sie es wusste, ihre Arbeit als Spionin für den Widerstand.

*min*



*Mine*





*cha* Ein paar Wochen lang schlief sie in der Küche dieser Frau, bevor sie wieder in ein anderes Haus gebracht wurde, wo  
★ ihre Anwesenheit von Nutzen sein könnte. Auf dem  
Vater Weg dorthin, der durch eine Durianplantage führte, in-  
mitten dieser schweren, stacheligen Früchte, die glücklicher-  
weise nur nachts herunterfallen, sah sie ihren Vater  
im Gespräch mit zwei Männern. Unwillkürlich wollte sie  
zu ihm hinlaufen wie als kleines Mädchen. Dabei rutsch-  
te ihr Spitzhut nach hinten und enthüllte einen Blick, der  
ihren Impuls verriet. Noch bevor sie den Körper in dieselbe  
Richtung wenden konnte wie ihre Augen, sagte ihre Be-  
gleiterin: »*Dùng*.« Nicht »Nein«, »Halt« oder »Lauf«, son-  
dern »Halt dich zurück«. Und Mama gab nach. Ihr Vater  
war sehr gealtert in den fünf Jahren. Er hatte zwar noch  
die beeindruckende Haltung eines ehemals hohen Beam-  
ten, doch seine Wangen waren eingefallen, als seien ihm  
die Lachmuskeln abhandengekommen. Sie fürchtete, dass  
er sie sehen könnte, dann hätte er eine weitere Last zu tra-  
gen, eine weitere Situation zu lösen und vor allem hunderte  
von Antworten an die Behörden zu geben gehabt.

Das war das letzte Mal, dass Mama ihren Vater sah:  
zwischen den Durianbäumen, die die Vietnamesen *sâu riêng*  
nennen. Bis zu diesem Tag hatte sie nie daran ge-  
dacht, dass dieser Name aus zwei Worten gebildet wird,  
die wörtlich übersetzt »persönliche Traurigkeiten« be-  
deuten. Vielleicht vergisst man das, weil die Traurigkei-  
ten wie das Fleisch der Durianfrüchte in fest verschlosse-  
nen Kammern unter einem stacheligen Panzer stecken.





Ich habe nie erfahren, wer mein Erzeuger war. Böse Zungen mutmaßten, dass er weiß, groß und Kolonialist war, weil ich eine schmale Nase und durchscheinende Haut habe. Mama sagte mir oft, sie hätte sich dieses Weiß für mich gewünscht, das Weiß der *bánh cuốn*. Sie nahm mich zu einer Straßenhändlerin mit, die diese vietnamesischen Crêpes machte, und wir sahen zu, wie sie die Reismehlmischung auf ein Baumwolltuch über einem riesigen Kessel mit kochendem Wasser goss und mit ihrer Kelle darauf verstrich, bis es zur Gänze davon bedeckt war. Binnen Sekunden verwandelte sich der Teig in eine feine, durchsichtige Haut, die die Frau mit ihrem zu einem langen, dünnen Spatel angespitzten Bambusstab abnahm. Mama behauptete, sie sei die einzige Mutter, die ihre Tochter während des Mittagsschlafs so damit zu umhüllen wisse, dass deren Haut schimmere wie Schnee und leuchte wie Porzellan. Und wie die Lotusblüten ihren Duft trotz des Gestanks der Sümpfe bewahrten, dürfe ich niemals zulassen, dass Frechheit diese Reinheit beflecke.

trắng  
★  
weiß

Mama kannte auch das Geheimnis, die Nase wachsen zu lassen. Asiatische Frauen versuchen, ihr Nasenbein durch Silikonimplantate zu verlängern, während Mama nur jeden Morgen neunmal sanft an meiner Nase ziehen musste, um sie zu verwestlichen. Deshalb heiße ich Mãn, das bedeutet »vollkommen zufrieden« oder »dass nichts mehr zu wünschen übrig bleibt« oder »dass alle Bitten erhört wurden«. Mehr kann ich nicht verlangen, denn mein Name zwingt mich zu Zufriedenheit und wunschlosem Glücklichein. Im Gegensatz zu Guy de Maupas-





sants Jeanne, die davon träumt, sich nach dem Kloster in  
alle Freuden des Lebens zu stürzen, bin ich ohne Träume  
aufgewachsen.





Mama gelang es, uns ein ruhiges Leben zu bieten, indem sie uns unter allen Wellen hindurchmanövrierte. In Montréal fand ich das gleiche Dazwischen in der Restaurantküche meines Mannes. Das beständige Rauschen der Dunstabzugshaube schirmte die Bewegungen des Lebens draußen ab. Die Zeit zählte nicht nach Stunden oder Minuten, sondern nach der Anzahl der Bestellungen, die in den Schlitz der Metalleiste gesteckt wurden. Im Sommer machte die unerbittliche Hitze den Tagesablauf gleichförmig und hielt die Winde ab. Im Winter blieb die Feuerschutztür zum Hof durchgehend geschlossen und verwandelte die Küche in einen Safe. Der Mann, der die Gitter der Dunstabzugshaube reinigte, war die einzige Person, die diesem Eingang zu neuem Leben verhalf. Er kam einmal im Monat. Er klopfte immer sehr heftig, als wäre er in Not, obwohl er nur in Eile war, denn seine Kundenliste verlangte Schnelligkeit und seine Frau saubere, ölfreie Hände. Er lehrte mich die Begrüßung mit dem Wetter:

- »Es ist schön.«
- »Es ist warm.«
- »Es hagelt.«
- »Es schneit.«
- »Es windet.«
- »Es regnet.«





*câu hỏi* In Südvietnam sprechen wir nie über das Wetter. Es wird  
★ nicht kommentiert, vielleicht weil es keine Jahreszeiten,  
*Fragen* keine Veränderungen gibt, wie in dieser Küche. Oder viel-  
leicht weil wir die Dinge so nehmen, wie sie sind, wie sie  
uns zustoßen, ohne nach dem Wieso oder Warum zu  
fragen.

Als ich einmal die Teller durch die kleine quadratische  
Öffnung schob, hörte ich die Anwälte, für die sie be-  
stimmt waren, sagen, man solle nur die Fragen stellen, zu  
denen man die Antwort schon kenne. Sonst sei es besser  
zu schweigen. Ich werde nie Antworten auf meine Fragen  
finden, vielleicht habe ich sie deshalb nie gestellt. Ich ging  
immer nur die Stufen zwischen meinem Herd und mei-  
nem Bett hinauf und hinunter. Mein Mann hatte die  
Wendeltreppe gebaut, um mich im Winter vor der Kälte  
und allezeit vor den Zufällen des Lebens draußen zu be-  
wahren.





Als ich ankam, war die Speisenauswahl des Restaurants so mager wie in den Straßenküchen von Vietnam: Es gab immer nur ein einziges Gericht, eine einzige Spezialität. Die Altstadt von Hanoi war einmal durchzogen von Straßen, die sich auf ein einziges Produkt spezialisiert hatten: die Fadennudelstraße, die Grabsteinstraße, die Metallstraße, die Salzstraße, die Fächerstraße ... Heute werden in der Schleierstraße Bambusleitern und in der Hanfstraße Seidenkleider verkauft. Wie zuvor siedeln sich die Händler immer nebeneinander an und bieten die gleiche Ware feil. Während eines kurzen Aufenthalts in Hanoi wohnten Mama und ich in der Hühnerstraße mit den Heilkräutern. Von den zwei Reihen *gà-tân*-Restaurants bevorzugten wir jenes, dessen Terrasse im zweiten Stock um eine große Banyan-Feige herum gebaut war.

*ăn hàng*  
★  
auf der  
Straße  
essen

